



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Gute und schlechte Jahre

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Gute und schlechte Jahre



Joseph, der Ratgeber Pharaos, war der Vorläufer der Großkalanin und Genossen; er speicherte große Getreidemengen auf, wie sie es auch beabsichtigen. Aber sein Grund war nicht derselbe. Joseph wollte der Teuerung vorbeugen. Herr v. Graß und seine Freunde wollen, wenn nicht gerade eine Teuerung, so doch recht hohe Preise, viel höhere als die gegenwärtigen herbeiführen. Josephs Verfahren war zweckmäßig, wie die nachfolgende Zeit der magern Jahre lehrte. Wie unsre Agrarier ihren Zweck erreichen wollen, ist nicht ganz klar. Sie wollen künstlich einen Getreidemangel hervorrufen, aber das Korn, das aufgespeichert wird, ist damit nicht aus der Welt geschafft, es wird früher oder später den Marktpreis herabdrücken.

Was ist überhaupt unter guten und schlechten Jahren, zunächst bei der Landwirtschaft, zu verstehen? Zu Josephs Zeiten bestand kein Zweifel, daß unter einem guten Jahr ein reichliches Erntejahr zu verstehen sei. Das steht aber heute nicht mehr so unbedingt fest. Der unter dem Banne agrarischer Anschauungen stehende Landmann weiß nicht recht, ob er sich auf eine gute Ernte freuen darf oder nicht. Wenigstens erfordert das Parteiinteresse, daß man sich von solcher Freude nicht zu viel merken lasse. Denn das könnte ungünstig einwirken auf die Neigung der Gesetzgebung, agrarische Forderungen zu erfüllen. Bei guten Erntejahren wollen die agrarischen Klagen am wenigsten verstummen, denn die hohen Preise wollen sich gerade dann meistens nicht einstellen. Und hohe Preise sind nun einmal nach agrarischer Ansicht das untrügliche Merkmal guter Jahre. Eigentlich wäre es nur folgerichtig, zu wünschen, daß der Himmel der Gesetzgebung die Mühe, hohe Preise zu schaffen, abnähme, daß bei reichlichem Ernteertrag eine Menge Getreide durch Regenwetter auf dem Felde verfaulte. Da wäre das Aufspeichern erspart, das Berregnen wäre viel wirksamer.

Diese widersinnige Ansicht wird freilich durch die Thatfachen nicht bestätigt. Für den Landmann hat die gute Ernte mehr Wert als die hohen Preise. Das Jahr 1891 war ein Jahr ungewöhnlich hoher Getreidepreise. Aber die Verschuldungsstatistik weist gerade in diesem Jahre ein besonders starkes Fortschreiten der Verschuldung landwirtschaftlicher Grundstücke auf. Und das ist ganz begreiflich. Denn dem Landmann helfen die hohen Preise nichts, wenn er so schlecht geerntet hat, daß er kein Korn verkaufen kann oder gar noch zukaufen muß, wie es in dem genannten Jahre in vielen Wirtschaften der Fall war.

Es wird also wohl dabei bleiben, daß man ein reiches Erntejahr ein gutes Jahr nennt, trotz des agrarischen Bestrebens, alle Dinge auf den Kopf zu stellen. Es ist aber auch noch immer so, wie zu Josephs Zeiten, daß gute und schlechte Jahre mit einander abzuwechseln pflegen, und Josephs Verfahren wird für alle Zeiten als das Beispiel eines guten Haushalters dastehen. Des Menschen Aufgabe besteht darin, Gleichmäßigkeit in die Ungleichmäßigkeit der Natur zu bringen, in guten Jahren für schlechte zu sorgen. Das geschieht aber nicht am besten so, wie es damals der kluge Haushalter Pharao machte. Die Aufgabe, den durch eine schlechte Ernte entstandnen Mangel auszugleichen, lösen heute Dampfschiffe und Eisenbahnen besser, als sie durch Aufspeicherung alten Getreides gelöst werden könnte. Die durch Erfahrung erworbne Voraussicht, daß den guten Jahren schlechte folgen werden, muß jeden einzelnen dazu veranlassen, für das Eintreten schlechter Jahre zu sorgen, indem er den Einnahmeüberschuß der guten Jahre zur Deckung des Ausfalls in den schlechten Jahren verwendet. Der Preis der Landgüter sollte so bemessen werden, daß nicht ausschließlich mit guten Jahren gerechnet zu werden brauchte, sondern die unvermeidlich eintretenden schlechten Jahre ausgehalten werden können, ohne daß es nötig wird, „zuzusetzen.“

Aber auch in dem ganzen reichen gewerblichen Leben der Neuzeit finden wir einen Unterschied guter und schlechter Jahre, wenn auch nicht genau in Zeiträumen, die nach biblischen Zahlen abgemessen sind. Und die Unzuträglichkeiten, die diese Erscheinung begleiten, sind noch größer als der Wechsel guter und schlechter Erntejahre. Da wird bald fieberhaft gearbeitet, die Geschäfte gehen gut, überall ist starke Nachfrage nach Arbeitskräften, die Arbeitslöhne steigen. Bald wieder entsteht Stockung, wenn nicht gar ein großer „Krach“ eintritt. Die Nachfrage nach Arbeitskräften nimmt ab; viele Arbeitskräfte bleiben unbeschäftigt. Kurz, wir sehen auch hier gute und schlechte Zeiten so regelmäßig mit einander abwechseln, als ob dieser Wechsel von einem Naturgesetz abhinge. Man sollte freilich meinen, diese Ungleichmäßigkeit müßte sich beseitigen lassen, da es doch die Thätigkeit menschlicher Kräfte ist, die sie herbeiführt. Und wirklich ist schon viel darüber nachgedacht und geschrieben worden, wie man zwischen Erzeugung und Verbrauch der Waren

ein Gleichgewicht herstellen und so die Schwankungen der Erwerbsslage beseitigen könne. Aber alle diese Bemühungen haben keinen Erfolg gehabt. Das ganze Gebiet der Weltwirtschaft ist zu groß, als daß man in der gewünschten Weise die wirtschaftliche Thätigkeit regeln könnte. Der Verbrauch läßt sich nicht so genau berechnen, daß ihm die Gütererzeugung angepaßt werden könnte.

Dazu kommt, daß eine günstige Geschäftslage den Anreiz giebt, möglichst viel zu erzeugen. Jeder will an dem lohnenden Verdienst der guten Zeit teilnehmen; die Geschäftsbetriebe werden ausgedehnt, neue Geschäftsbetriebe werden gegründet. So werden Überproduktion und Überspekulation gefördert, und so trägt also die gute Zeit den Keim der schlechten in sich. Denn die zu einer gewissen Zeit herrschende Geschäftslage beeinflusst auch die Anschauungen der Menschen. In einer guten Zeit hofft der Mensch leicht, und er baut bei seinen Unternehmungen zu sehr auf die Dauer der guten Geschäftslage.

Von solchen kürzer dauernden Schwankungen der Geschäftslage, die hauptsächlich durch die Ungleichmäßigkeit der Produktion entstehen, ist ein Wechsel guter und schlechter Zeiten zu unterscheiden, der sich in längern Zeiträumen vollzieht. Die Lage der Landwirtschaft hängt nicht bloß von guten und schlechten Ernten ab, sondern wird durch die ganze wirtschaftliche Entwicklung beeinflusst. Auf gute Jahrzehnte sind in der Landwirtschaft schlechte Jahrzehnte gefolgt. Während dieses letzten Zeitraums ist aber gleichzeitig unsere Industrie emporgeblüht, sind die Menschen nach den Mittelpunkten der industriellen Thätigkeit, besonders nach den Großstädten, hingeströmt. Viele haben dadurch ihre Lage verbessert, einige sogar schwere Reichthümer erworben. Aber auch hierbei hat sich gezeigt, daß die gute Zeit Versuchungen und Gefahren mit sich bringt, daß sich die Menschen an die gute Zeit gewöhnen und auf ihre Dauer gewissermaßen ein Recht zu haben glauben. Das rasche Anwachsen der Großstädte, das Steigen der Bodenpreise usw. ist als ein normaler Zustand betrachtet worden, und alle, die hierbei verdient haben oder in Zukunft meinten verdienen zu können, sind dann enttäuscht, wenn in dieser Entwicklung ein Rückgang oder doch eine zeitweilige Stockung eintritt. Da werden viele im Grund und Boden oder im städtischen Hausbesitz angelegte Kapitalien verloren, und von den Folgen einer leichtsinnigen Spekulation in Haus- und Grundbesitz werden viele Erwerbsthätige mitbetroffen.

Auf dauernd gute Zeiten ist bei der industriellen Entwicklung und dem Aufblühen der Städte eben so wenig zu bauen, wie der Landmann darauf rechnen kann, jedes Jahr eine gute Ernte zu machen. Denn wenn wir es hier auch nicht mit blind waltenden Naturkräften zu thun haben, so hat doch die menschliche Thätigkeit in ihrer Gesamtheit etwas planloses, sozusagen unbewußtes. Wir haben es wenigstens bis jetzt nicht gelernt, dies ganze Getriebe durch planmäßig vorausberechnende Vernunft zu beherrschen. Gewiß läßt sich der einzelne bei allem, was er unternimmt, durch vernünftige Er-

wägungen leiten. Sein Sinnen und Sorgen pflegt im wirtschaftlichen Leben darauf gerichtet zu sein, für sich selbst ein möglichst gutes Auskommen und das höchste Maß von Wohlergehen zu erringen. Wie viel Erfolg er aber dabei hat, hängt nicht von seiner Thätigkeit allein ab. Auch „Seine Majestät der Zufall“ hat hierbei ein Wort mitzusprechen. Wenigstens ist für den Menschen die Macht, von der zum Teil sein Schicksal abhängt, der Wechsel der „Konjunkturen,“ durchaus unberechenbar. Blitzschnell und unerwartet bricht die schlechte Zeit herein und vernichtet die schönsten Hoffnungen. Und wie wir gesehen haben, hilft gerade das Streben des Menschen, für sich ein Mehr an Gewinn und Wohlergehen herauszuschlagen, mit dazu, in guten Zeiten einen Rückschlag herbeizuführen. Der Mensch selbst verdirbt die gute Zeit durch das Jagen nach hastigem Gewinn durch tollkühnes Wagen. Wenn er aber in der guten Zeit dem Glück die Hand bieten zu müssen meint, so beklage er sich nicht, wenn ihn die schlechte Zeit mit ihrer ganzen Schwere trifft.

Es ist anzunehmen, daß die großstädtische Entwicklung ihren Höhepunkt noch nicht überschritten hat, daß die in dem Zug nach den Großstädten eingetretene Stöckung nur vorübergehend ist. Wenn dann die „gute Zeit“ wiederkehrt, so wird auch die fieberhafte Jagd nach dem Glück wieder beginnen, so werden an die Stelle der verkrachten Geschäftsleute und Häuserspekulanten neue treten, die, zu Anfange wenigstens, unter günstigeren Bedingungen arbeiten, weil ihnen dann das Steigen der „Konjunkturen“ zu gute kommt. So wird sich das alte Spiel wiederholen. Während dieses ganzen Wechsels aber ist doch ein Aufwärtssteigen, eine allmähliche Ansammlung von Wohlstand, die Zunahme der Möglichkeit einer besseren Lebensweise für die Gesamtheit zu bemerken. Trotz alles Klagens der Pessimisten befinden wir uns in einer guten Zeit, wenn wir unsre Lage mit der Lage unsrer Väter vergleichen. Ob diese Entwicklung von Dauer sein wird, wie stark die Grundlagen unsrer Kultur sind, können wir nicht bestimmen. Thöricht aber ist es, das Unmögliche zu verlangen; thöricht, von der Gesetzgebung zu erwarten, daß sie eine gute Zeit, die zugleich dauernd sein müsse, künstlich hervorzaubere. Sieht die Gesetzgebung solchen Forderungen nach, so liegt die Gefahr nur zu nahe, daß dem Erwerbsleben ein künstlicher Anreiz gegeben und dadurch der ohnehin in den „guten Zeiten“ herrschende Optimismus bestärkt werde.

